

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 8

Artikel: Fasching in der Grossstadt
Autor: Dietzi-Bion, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

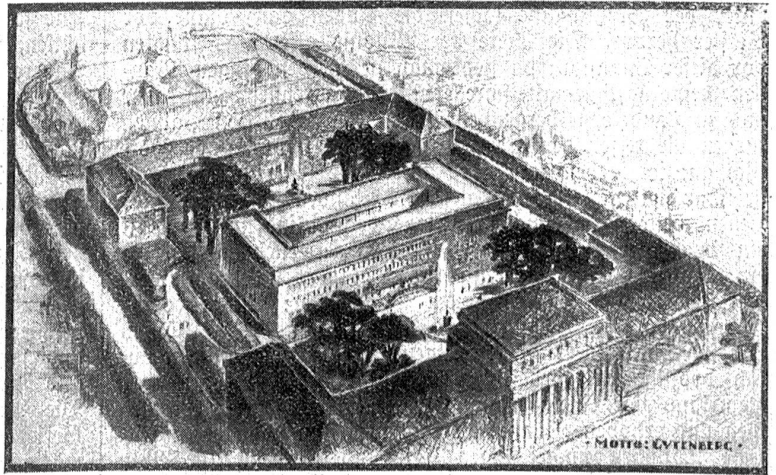
Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

begrenzenden Straßen, analog dem Gymnasiumsbau. Wie im ersten Projekt ist der Lesesaal der Landesbibliothek in einen dem Bücherhaus südlich vorgelagerten niedrigen Vorbau verlegt. Die Jury ist befriedigt von der Situierung des Baues, abgesehen vom geplanten Erweiterungsbau. Die Raumanordnung sei nicht ungünstig, wenngleich das Statistische Bureau unbefriedigend disponiert sei; ferner sei der Höhenunterschied in den Geschossen für den zukünftigen Ausbau der Bibliothek nachteilig und die zerstreute Anordnung der Büchermagazine ungünstig. Die Fassade bringe die Zweckbestimmung zum Ausdruck.

Der Entwurf des Berner Architekten Emil Hoftettler denkt sich die neue Landesbibliothek als Zentralbau einer durch das Gymnasium und ein später zu erstellendes öffentliches Gebäude gebildeten Baugruppe, inmitten einer Anlage, vom Autolärm und Straßenstaub abgerückt, von der Bernastraße aus erreichbar auf sanft ansteigender Rampe, die den Durchgangsverkehr abhält. Die Landesbibliothek liegt im Hochparterre, die beiden andern Aemter in den höheren Stockwerken. Bei einer Erweiterung der Landesbibliothek würden diese Räume sukzessive beansprucht. Die Büroräume der Bibliothek liegen im Südtrakte, die Büchermagazine im Nordbau. Zwischen drin, den Hofraum bis auf eine gewisse Höhe ausfüllend, liegen unter einem Oberlichtdache der Lesesaal, der Katalogsaal und die Bücherausgabe und der Warteraum.

Der Bau macht äußerlich den Eindruck eines geschlossenen, auch architektonisch gut wirkenden Baues. Die Zweckbestimmung ist durch Differenzierung von Magazin und Büroräumen zum Ausdruck gebracht worden. Der Jurybericht hat nur Bedenken in bezug auf die Ueberbauung des Terrains im Norden, die durch den Landesbibliotheksbau, wie das



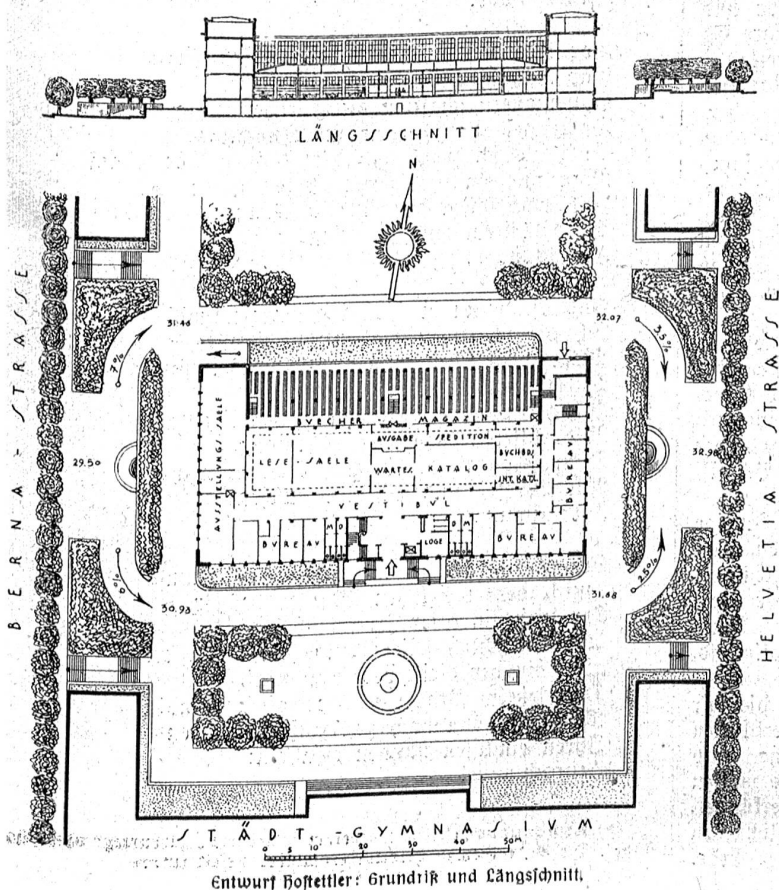
Der Neubau der Landesbibliothek. Prämierter Entwurf von Architekt E. Hoftettler, Bern. 3. Rang. Perspektive aus Südwest.

Projekt ihn ausdenkt, in der Form festgelegt wird. Ferner findet sie den kubischen Inhalt mit 49,000 Kubikmeter gering. Er ist immerhin größer als der des ersten Entwurfes (48,400 Kubikmeter). Der Entwurf des Herrn Hoftettler hat zweifellos beachtenswerte Qualitäten, und man kann annehmen, daß sie im auszuführenden Projekte stark zur Geltung kommen werden. H. B.

Fasching in der Großstadt.

Von Hedwig Diehi-Bion, Frankfurt.

Noch schwirrt es mir im Kopf von all den bunten Narreteien, von dem Singen und Klingen der Geigen, vom Lachen und Jubeln der Teilnehmer am Carnevalsfest der „Buntstifte“ in „Morhards Weinstuben“. Und was haben die jungen Maler aus diesen Weinstuben gemacht! Ich möchte nur, daß meine Leser diese entzückenden, künstlerisch wertvollen Dekorationen auch sehen könnten! Stellen Sie sich mehrere nicht große Räume vor: in dem einen ist ein kleines Podium vorhanden, zu dem einige Treppentufen hinaufführen. Dieses Podium ist zum Deck eines Dampfers umgewandelt worden. Weder das Ramin, noch die nötigen Schiffsutensilien fehlen, Matrosen hantieren darauf herum, ein ganz besonders hübsches Jüngelchen entpuppt sich als ein braunäugiges Mädchen mit Vagenfrisur und schelmischem Lächeln. Das Schiff hat an der Küste der Salomoninseln Aufenthalt genommen, und nun entspinnt sich ein buntes reges Leben. Die Passagiere verlassen den Dampfer und sehen sich die wunderbare Tropenwelt an. Man ist in den Tropen, man wandelt unter hochragenden Palmen, die teils bemalt, teils plastisch dargestellt sind. Man steht vor den Strohütten der Wilden, die scheu und neugierig zugleich aus den Öffnungen guden. Einige haben sich schon unter die Reisenden gemischt, zu denen auch sehr zivilisiert aber ächt aussehende Neger in Tropenanzug, weißes Beinkleid, dunkle Jade, Strohhut oder Tropenhelm, gehören. Die Gesellschaft ist bunt gemischt: ein Maharadscha in gelbem Gewand und Turban, edelsteingekrönt mit seinen verschiedenen Frauen ist da, von denen die „Lieblingsfrau“ sonderbarerweise eine Art Dirndlskostüm trägt, Studenten in bunter Mühe, eine Missionschwester, Biedermeier, sogar ein waschechtes Bernermeischi in Landsturmtucht — wie kommt das nur hierher? Jedenfalls fühlt es sich sehr wohl in dieser tropischen Umgebung;



Entwurf Hoftettler: Grundriß und Längsschnitt.

unter der Spitzlihaube lachen die Augen ganz blank vor Blässer hervor. Die Tiere der Wildnis allerdings flüchten vor dieser Invasion; da sieht man sie an den langen Wänden meisterhaft gemalt, schrederfüllt davonrennen, zu Wasser und zu Land, dem bergenden Urwald zu. Von den Palmen turnen die Affen herab und grinsen die Ankömmlinge spöttisch an; im Nebenraum aber führen die Eingeborenen, fast greifbar wirklich gemalt, an den Wänden ihr gewohntes Leben weiter; da hängt ein Negerweib Windeln, da steigt ein braun-schwarzer Jüngling zur Herzallerliebsten hinauf; ein riesiger Elefant (Leihgabe des Zoo, heißt's an einem Zettel) bemüht sich mit einem Punkttroller; ein modernes Negerweibchen hat ein ganzes Arsenal von Schminktöpfen vor sich und pudert sich vor einem Spiegel; ein unbeschreiblich drolliges Negerbabu brüllt fast vernehmlich auf der Leinwand vor einem Königstiger, der mit gähnendem Rachen und erhobener Tazze sich naht und ihm schon das nächtliche Löpfchen umgeschlagen hat, und so reißt sich Witz und Bild aneinander und läßt uns Passagiere nicht müde werden, zu schauen und zu bewundern. Und wo man steht und wo man geht, ist in traumhafter Wirklichkeit: hier ist die Matrosenkeipe, da die Kajüte des Kapitäns, der eine ganze Reihe von Sektflaschen aufgestellt hat (der Kapitän in Uniform und weißer Mütze, ganz ächt aussehend, ist der Wirt der Weinstuben, Herr Morhard, und seine liebliche blonde Tochter ist heute ein wildes rabenbrandschwarzes Niggergirt mit ganz zächtem Negergesicht). Die jungen Maler Köhlbecher, Lüdardt, Cristiani und Kruse, die die Tropen in so vollendeter Weise darstellten, sind meist als Wilde kostümiert. Und mit welcher Naturwahrheit und Nechtheit! Nicht umsonst ist das Völkermuseum in Frankfurt ein von den Künstlern vielbesuchter Ort; die braunen Leiber sind so stilgerecht und mit so wundervoll selbstgeschaffenen Schmud bekleidet, die Gesichter so ganz à la Eingeborenen gemalt, daß man immer nur staunen muß. Köhlbecher führt wilde, rasende Tänze auf, alles steht im Kreis herum, klatscht im Takt in die Hände und ruft Aja, Aja dazu! Es herrscht eine heiße, der Tropenlandschaft angemessene Stimmung, die sich aber in völlig anständigen Grenzen hält. Daß es da und dort knallt wie von Champagnerpropfen, oder die Paare sich nicht in steifem Rhythmus bewegen, daß die Kapitänskajüte verliebte Leutchen mit rosigem Licht beleuchtet, die Matrosen auch die Weiblichkeit gerne in ihre Keipe hineinziehen, daß die Wilden gemütlich frankfurterisch schwagen und das Bernermeitschi als „goldiges Schwarzwaldmadel“ und „süßes Schnudipuzzi“ angeredet wird, daß wir ältere Semester winzige komische Miniaturhütchen aufgesetzt bekommen haben, die unter dem Druck der eigenen und fremden Hand miauuu machen, daß die Luft erfüllt ist von Musik und Singen und Lachen — das gehört zu diesem übermütigen, löstlichen Kostüm-, nicht Maskenfest.

Um Mitternacht gibt's eine Aequatortaupe. Die zwei Opfer, junge Knaben, müssen in einem Sigbadkasten sich mit Wasser überschütten lassen unter Anwesenheit des Meer-gottes und seines Gefolges. Lachen der Zuschauer, Gebrüll der armen Täuflinge bei der mit wahrhaft philosophischer Ruhe und Ernsthaftigkeit ausgeführten Handlung, Beifall-klatschen der Menge. Und es wird weiter getanzt.

2 Uhr. Die Maler und ihre schönen, meist in farbige Fransenshawls gehüllte Frauen und Liebsten zeigen, daß sie auch im Tanz Künstler sind; ihre Kostüme wirken wie ein Farbenrausch; herrlich stimmt dazu das Grün der Palmen, das geheimnisvolle Düsternis des Urwalds, das bunte Lichtermeer, und milde und nachsichtig lächelt der Vollmond, ein schalkhaftes Lampion, herunter.

3 Uhr. Schon verziehen sich viele Gäste; wir, die wir „mitgefangen, mitgehangen“ sind, bereuen das Längerbleiben nicht. Das Schiff ist nun mit Stühlen und Tischen und zechenden Matrosen und Passagieren besetzt, und die wollen wieder etwas Neues sehn. Ein Feuertanz wird verkündet. Wir Kaffeetrinkenden am langen Tisch rücken möglichst an die Wand, denn da glimmt schon ein Feuer auf der Erde.

Und sonderbare Gestalten nahen: riesige Menschen in Strohhüllen, wie wir sie etwa auf Bildern oder im Film sahen. Andere, gigantische Fraßmasken tragend, sie stellen sich um das nun schon flackernde Feuer auf, und nun gleitet eine entzündend schöne Wilde mit schlanken Gliedern heran, die mit lauter silbernen Malermuscheln bekleidet, nein, geschmückt sind. Es ist ein unvergeßlich schöner Anblick, wie diese gazellenfeine Tänzerin (Dora Lisa vom hiesigen Ballett) um und über dem nun hochflamenden Feuer tanzt und sich neigt und beugt, und ihr Partner, der junge geschmeidige Malerwilde, in rasendem Saumel mittanz, wie die andern Wilden ums Feuer kauern und sich Fleisch rösten, von den Flammen grell beschienen. Und die Zuschauer folgen der aufreizenden Musik und singen mit und klatschen im Rhythmus in die Hände, und Aja, Aja, tönt's in eintönigem Rufen von allen Lippen. Die Papageien und die andern Wundervögel im bunten Gefieder schaukeln auf den Zweigen, die Affen klettern übermütig von Palme zu Palme, die fremdartigen Blüten duften heraufchend, es herrscht überall Jugendübermut und Schönheitsentzücken und heiße Daseinsfreude. Das ist ächte Faszinationsstimmung, die auch noch anhält, als wir gleich darauf in die kalte Nacht hinaustreten; denn noch hören wir hinter den Fensterläden Lachen und Singen und Geigen und freuen uns am Ueberfließen der Jugend.

Arurodonum. *)

Phantasie zu den Ausgrabungen im Bremgartenwalde bei Bern
von Robert Scherer.

In des Engewaldes dämm'rigem Raum,
Verborgen im wurzligen Grönde,
Ruht eine Stadt aus der Römzeit;
Sie gab uns schon öfters Kunde.
Zwar ihren Namen kennt niemand mehr;
Doch war mir's schon oft, durch der Stämme Heer
Raun's einen gar wundersamen,
Wohlfeltdorömischen Namen:
Arurodonum!

Vor Monden durchhallte den stillen Forst
Gar mächtiges Dröhnen und Pochen.
Hausmauern schafften die Forscher zutag,
Dachziegel, Tonscherben und Knochen.
Doch als ich frug nach dem Namen der Stadt,
Man nur ein verlegenes Zuden hatt';
Und doch schien durch's Widelflingen
Ein Wörtlein leise zu dringen:
Arurodonum!

Und oft, wenn in Sonntagsmorgenstund'
Ich die schattigen Hallen durchstreifte,
Mein Geist über wurzelverwachsenem Pfad
Durch uralte Zeiten schweifte,
Wenn der Klare Marmeln so heimlich klang
Wie rätseldurchwobener Nixensang,
Dann glaubt' ich ein Wort zu erlauschen
Aus Wipfel- und Stromestrauschen:
Arurodonum!

Jüngst zog ich heim um die Geisterstund'
Durch des nächtlichen Waldes Düstern.
Da stieß ein alter Uhu mich an,
Und menschlich sah' er klang sein Geflüster:
„Ich bin der Geist des Vindurats,
Des letzten Praefectus der alten Stadt!
Mögt du nun nach zweitausend Jahren
Ihren einstigen Namen erfahren:
Arurodonum!“

*) Arurodonum (keltisch) bedeutet soviel wie „Marburg“ oder „Marstadt“. Die Klare hieß in helvetisch-römischer Zeit Arura.